

# Unterhaltungs-Beilage

## Das Glück im Osten

ROMAN VON KARL ELLMAR

[16. Fortsetzung.]

Copyright 1928 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Sie zog die Decke übers Knie und schlug den Manteltragen hoch, als ob sie friere. „Es ist ja immer das selbe,“ fuhr sie fort, „kalter Wind, Wolken, ein paar Kiefern, Sand und Gelber. Ein Park, das Herrenhaus und das Dorf — das ist die ganze Welt hierzulande. Und an jedem Gartenzaun hängt ein Zentner Tradition —“

„Ich bin um das dreifache älter als du, Liddy“, sprach der Oberst gewichtig, „und sage dir: es ist gut so. Du hast den Sinn der Tradition noch nicht begriffen.“

„Die Großstadt lebt ohne diese Last von Traditionen“, antwortete Liddy rasch. „Und ihr Leben ist flüchtiger, rhythmischer, eleganter.“

„Eleganter,“ sagte der Oberst, „das gebe ich zu. Auch abwechslungsreicher. Das andere bestreite ich.“

„Du bist voreingenommen!“

„Nein — denn ich lebe lange genug in der Stadt.“

„Auch Städte haben ihre Tradition“, behauptete Liddy hartnäckig.

„Aber die Großstadt hat keine“, wandte der Oberst ein. „Die Großstadt nimmt den Menschen die Seele. Städter und Landleute verstehen sich schon heute nicht mehr. Je länger es dauert, um so größer wird die Kluft werden.“

„Das kommt daher, weil der Mensch auf dem Lande rückständig ist!“ behauptete Liddy.

„Ja,“ lächelte der Oberst, „wenn du es als rückständig bezeichnest, daß man auf dem Lande keine himmelhohen Fabrikhäuser und Mietkasernen baut, daß es keine Hotel- und Tanzpaläste, keine Revuen und Filmateliers gibt, daß man sich nicht an seinen Diplomatenstisch setzt und mit Gewalt aus menschlichen Nöten Probleme fabriziert, die nur den Großstädter in ihrer Glatttheit oder Kompliziertheit reizen — dann ist das Land allerdings ungeheuer rückständig. Auf dem Lande denkt man einfacher und unkomplizierter, weil man noch mit der Natur zusammenlebt. Hier ist das Leben des Menschen noch eine erdgebundene Tatsache, kein Problem, das man jonglierend einmal von dieser, einmal von jener Seite ansieht. Hier geistreichelt man noch nicht. Inhaltloser ist damit aber das Leben des Landmenschen nicht. Auch hier gibt es Kampf und Tragödien —“

„Zum Beispiel die meine“, lachte Liddy. „Gott — das wird heute nachmittag einen Zusammenprall geben! Krach im Hause Breeskow!“ Sie bligte den Oberst von der Seite listig an. „Was wirst du sagen, Onkel?“

„Zunächst einmal überhaupt nichts, Liddy“, erwiderte der Oberst. „Das ist eine Angelegenheit deiner Familie. Bei solchen Dingen läßt man am besten die Finger aus dem Spiel, und das um so mehr, als ich nicht zu eurer Familie gehöre.“ Er lachte und klopfte Liddy auf die schlanke, behandschuhete Hand. „Weißt du, ich habe mir schon mehrfach überlegt, ob ich dich nicht bitten muß, daß vertrauliche Du unter uns beiden allmählich abguschaffen. Du bist jetzt eine junge Dame, und ich schließlich nichts als der jahrzehntelange Freund deines Vaters. Was meinst du?“

„Quatsch!“ sagte Liddy einfach. „Für mich bist du der Onkel Baars. Ich will dir sogar ein Geständnis machen —“

„Nanu?“

„Weißt du: zu dir habe ich zehnfach mehr Vertrauen als zu meinem ältesten Bruder. Brrr! Der Sochen mit seinem Inquisitorengesicht! Mir rutscht das Herz schon jetzt bis in die Knie, wenn ich an den heutigen Nachmittag denke. Willst du nicht ein gutes Wort für mich einlegen?“

„Ich werde nur antworten, wenn man mich fragt.“

„Und was wirst du sagen, Onkel Baars?“

„Ich werde sagen: der Drang in die Großstadt ist ein Zug unserer Zeit. Man kann ihn bedauern, aber nicht mit Gewalt verhindern —“

„Bravo!“ rief Liddy. „Wenn nicht der Gustav so hölzern und steif da vor uns auf dem Bock säße und seine großen Ohren nach rückwärts spitzte — ich würde dir einen regelrechten Kuß geben —“

„Verzeih, Liddy, ich bin noch nicht zu Ende. Das heißt noch lange nicht, daß ich es als ein Glück ansehe, wenn du ausgerechnet die ungewisse Karriere beim Film einschlagen willst. Es gibt noch andere Berufe.“

Aus den weiten, kahlen Feldern stiegen die roten Backsteinmauern des Dorfes und das herbittliche Grün des Parks von Karnidden. Daraus leuchtete wie ein helles Auge die breite graue Fassade des Herrenhauses.

Der alte Gustav rückte die Mütze mit dem Zeigefinger gerade, straffte den Rücken noch mehr und nahm die Trakehner fester an die Zügel. Mit hallendem Echo trabte der Wagen über das Pflaster der Dorfstraße. Ein paar flachsblonde Kinder knickten freundlich. Der Schmied an der Ecke küßte die Mütze. Gustav schnalzte mit der Zunge. In weitausgreifendem Trab bog die Trakehner in den Sandweg ein, passierten das wappengeschmückte Tor und den Park und hielten in vorschriftsmäßiger kurzer Kurve vor der Freitreppe des Herrenhauses.

Sochen von Breeskow, der junge Gutsherr, öffnete den Schlag. „Tag, Liddy — Tag, Onkel Baars! Willkommen in Karnidden!“

„Junge,“ sagte der Oberst und klopfte dem langen Sochen auf die Schulter, „ich glaube, du bist immer noch in der Wachperiode. So oft ich dich sehe, erscheinst du um einen halben Kopf höher. Doch ich werde allmählich kleiner. Eins von beiden. Wie geht's?“

„Danke. Wie es so auf dem Lande geht.“

Liddy streckte das Näschchen forsch in die Luft, stieg die Freitreppe hinauf und begrüßte die Mutter und den jüngeren Bruder, die unter dem Portal standen. Das war wieder mal echt Sochen! dachte Liddy. Er empfängt als Gutsherr an der Treppe und Mutter und Günther haben hübsch unter der Türe zu warten, bis die Reihe an sie kommt.

„In einer Viertelstunde bitte ich zu Tisch“, sagte Frau von Breeskow. „Sei pünktlich, Liddychen.“

Das Schulmeisterfräulein fing schon wieder an! Liddy nickte kühl und gab Günther einen Rippenstoß. „Du machst ein Gesicht wie ein Staatsanwalt, Jung! Mama ermahnt mich, Sochen bringt die Zähne nicht auseinander. Ich merke, daß ich wieder im Haus meiner Väter bin!“

„Na ja,“ brummte Günftler, „Sochen wird dir schon reinen Wein einschenken, Kleine —“

„Immer Sochen und immer Sochen!“ sagte Liddy spitz. „Ihr andern habt wohl gar keine eigene Meinung?“

„Wie so?“

„Du bist doch mit Gottes Hilfe allmählich fünfundzwanzig Jahre alt geworden, Günftler —“

„Bin ich, Liddy!“

„Na also!“

„Na also!“ machte Lintner phlegmatisch.

„So ähnlich hab' ich mir meinen Empfang hier vorgestellt, Mama“, wandte sich Liddy mit zuckenden Mundwinkeln an die Mutter.

Frau von Breeskow nahm ihr Kind bei der Hand. „Nun heul' man nicht schon im voraus, Liddy“, sagte sie begütigend. „So schlimm wird es ja nicht werden.“

Sochen war mit dem Oberst die Treppe hinaufgegangen. „Nun,“ sagte er ohne lange Umschweife, „Onkel Baars — was hältst du von der ganzen Geschichte? Gibt die Liddy klein bei oder nicht?“

„Sochen,“ sagte der Oberst und blieb stehen, „am liebsten wäre es mir, Ihr laßt mich ganz aus dem Spiel!“

„Aber, Onkel Baars,“ bat Sochen, „wir haben als selbstverständlich angenommen, daß du bei der Aussprache dabei bist!“

„Zunächst ganz bestimmt nicht, Sochen. Nach Tisch werde ich in die Grabkapelle hinübergehen und deinem Vater wieder mal guten Tag sagen. Und dann hänge ich mir, wenn du erlaubst, die Büchse um und pumpe mir die Lungen mit Kiefernluft voll. Wenn mir dabei ein Stück Schwarzwild zwischen die Beine läuft — um so besser.“

„Das ist schade“, sagte Sochen mit ehrlichem Bedauern. „Ich hoffte, in dir einen Bundesgenossen zu finden, auf den Liddy mehr hört als auf ihren Bruder.“

„Wer kennt sich mit der heutigen Jugend aus!“ meinte der Oberst achselzuckend. „Sieh mal, Sochen: es ist fast in jeder Familie etwas los. Bei euch ist es Liddy. Bei mir ist es der Horst, der Bengel. Anstatt seinen Berstand auf seine Rekruten zu konzentrieren, wälzt er Menschheitsprobleme, Hebung der menschlichen Gesellschaft, Achtung vor der Persönlichkeit und ähnliches. An und für sich ganz vernünftige Dinge — wenn nicht natürlich ein Mädel dahinterstecken würde.“

Sochen nickte lächelnd. „Kennen wir, kennen wir . . . Das geht vorüber.“

„Scheinbar eben nicht“, sagte der Oberst ernst. „Weiß der Kukud, was in den Jungen gefahren ist. Du erfährst es ja doch, also kann ich es dir gleich sagen: sie ist Mannequin im Rheinland, Modedivonisse, Schönheitskönigin und was weiß ich alles. Auf jeden Fall sehr hübsch. Und die soll nun unbedingt Frau Baars werden. Ihr Bildungsgrad spielt gar keine Rolle. Das behobt man durch die Achtung vor der Persönlichkeit. Du siehst, Sochen — ich habe auch meine Sorgen.“

Das Essen in dem dunkelgetäfelten Speisezimmer mit den mächtigen alten Eichenmöbeln ging kühl und einsilbig vorüber. Nach altem Herkommen saßen das Fräulein und der Inspektor mit am Tisch, und vor ihren Ohren und dem verdorrten Diener konnte das nicht ausgebreitet werden, was innerlich alle beschäftigte.

Als Frau von Breeskow den Tisch aufhob, empfahl sich der Oberst rasch. Auch das Fräulein und der Inspektor verließen das Zimmer.

„Wenn du nichts dagegen hast, Mama,“ sagte Sochen trocken, „so nehmen wir den Kaffee heute in meinem Zimmer. Dort ist man ungestört.“

„Sei nicht zu hart zu ihr, Sochen“, bat Frau von Breeskow als sie durch die Halle gingen, und streichelte ihrem Kleinsten die Hand. „Sie ist ja noch so jung und unerfahren. Mit

gutem Zureden erreicht man bei ihr mehr als mit lautem Poltern.“

„Ich werde nicht poltern, Mama“, sagte Sochen. „Wenn's nur schon vorüber wäre!“

In dem großen Arbeitszimmer schob Sochen der Schwester einen bequemen Sessel hin. „Bitte, Liddy,“ sagte er freundlich, „nimm Platz. Mama wird gleich den Kaffee bringen. Und tu mir e i n e n Gefallen, Schwester, sieh wenigstens heute nicht in mir den Tyrannen, für den du mich hältst. Denn der bin ich nicht. Ich habe nach Waters Tod“ — er deutete auf den Helm und den Degen des Herrn von Breeskow, die über dem Schreibtisch hingen — „ich habe nach Waters Tod die Uniform ausziehen und ohne Vorkenntnisse das Gut übernehmen müssen. Die Sorgen um die Erhaltung unseres Familiensitzes haben mich verschlossen und nüchtern gemacht. Du mußt mich nehmen wie ich bin.“

Liddy hob trotzig den feinen, schmalen Kopf. „Dieselbe Rücksicht erbitte ich von dir, Sochen!“ erwiderte sie kurz.

„Aber Liddy!“ sagte die eintretende Frau von Breeskow mütterlich verweisend.

„Das fängt gut an“, brummte Günftler aus seinem Sessel. Sochen setzte sich ruhig. „Ohne große Einleitung, Liddy: du hast uns vor einigen Wochen geschrieben, daß du die Absicht hast, zum Film zu gehen. Ist das auch heute noch deine Absicht?“

„Ja!“

„Schön. Wie kommst du gerade zu diesem Beruf?“

„Ich glaube, es hat keinen Zweck, es dir auseinanderzusetzen, Sochen. Du verstehst mich ja doch nicht.“

„Wenn ich dich aber nun bitte, es uns zu erklären?“

Liddy stocherte in ihrer Tasse und antwortete nicht.

„Liddy!“ bat Frau von Breeskow.

„Nun ja, wenn du es durchaus haben willst, Mama: ich will zum Film, weil . . . wie soll ich mich ausdrücken, aus Liebe zur Kunst! Ich will Künstlerin werden!“

Sochen verzog sein hartgeschnittenes Gesicht zu einem spöttischen Lächeln. „Darauf habe ich bloß gewartet“, sagte er trocken. „Selbstverständlich aus Liebe zur Kunst. Die Kunst über alles!“

„Sochen,“ fiel Frau von Breeskow ein, „in dieser Hinsicht bist du leider etwas einseitig. Die Kunst ist etwas Großes. Wer den Beruf zur Kunst wirklich in sich fühlt —“

„Mama — das ist es ja eben. Wer den großen Beruf in sich trägt!“ Sochen trank langsam seine Tasse aus. „Ich will dir offen meinen Standpunkt auseinandersetzen, Liddy — so weit ich dazu fähig bin. Nein, bitte, bleib' ruhig sitzen! Du mußt lediglich entschuldigen, wenn ich meine Ansicht etwas ungeschliffen zum Ausdruck bringe. Denn in der Hauptsache beschäftige ich mich nicht mit Kunst, sondern mit Kunstböinger. Hör zu — oder beantworte mir vorher eine Frage: wieviel Künstler gibt es gegenwärtig in Deutschland?“

Liddy lachte gezwungen. „Das ist eine sehr komische Frage.“

„Dann will ich dir sagen: keine zehn! Vor einem wirklich großen Künstler zieh' ich demütig mein grünes Agrarhütchen. Aber wer läuft alles unter dem Sammelnamen „Künstler“ bei uns herum? Jeder Schauspieler nennt sich Künstler. Jeder Schüler auf der Akademie schimpft sich Künstler. Der Artist, der Geiger im Cafehaus, jeder kleine Tenor ist bei uns „Künstler“. Das kleine Balletteuschen, das mit einem halben Duzend eindreßierter Tänze im Kabarett auftritt, das Girl in der Revue, jede kleine Filmschauspielerin nennt sich „Künstlerin“. Der langen Rede kurzer Sinn: wer sich bei uns mit Kunst abgibt, ist „Künstler“. Ich bin ein solcher Banau und behaupte: das sind Handwerker! Handwerker wie alle anderen auch. Ob einer ein mittelmäßiger Hufeisenschmied oder Klavierspieler oder Schauspieler ist — das ist für mich dasselbe. Im Gegenteil: der Hufeisenschmied ist mir lieber.“

„Was hat da alles mit mir zu tun?“ fragte Liddy mit verständnislosem Achselzucken.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Kelch.

Von Wilhelmine Batinester.

Frau Agnes Gröhle, die Gutsfrau, macht Testament. Sie geht in dem düfteren Hause von Stube zu Stube, von Krube zu Krube, schreibt Stück für Stück auf. Es soll Ordnung sein nach ihrem Tode.

Von ihrem Manne seit zehn Jahren geschieden, lebt sie ohne Angehörige auf ihrem Hofe. Sie ist noch nicht alt, kaum erst fünfzig geworden. Sie schreibt ihr Testament, weil dies zur guten Wirtschaft gehört.

Ihr großer, schwerer Körper geht hin und her, durch die schwärzlichen, geräumigen Stuben. Die harten, dunkeln Augen unter den starken Brauen schauen fest auf jedes Ding. Dunkel ist alles an dieser Frau; nur das Schlüsselbund an ihrer starken Hüfte gibt mattgrauen Glanz. Zuweilen streicht die braune Hand, in leisem Besinnen, über das wuchtige schwarze Haar. So auch, als die Frau vor einem Wandbord stehenbleibt, den roten Glas-Kelch, den einzigen Gegenstand, der darauf steht, ins Auge faßt und dann langsam zum Tisch geht, wo weißleuchtend dem mit ihren Testamentsaufzeichnungen schon halbbedeckte Bogen liegt, auf den sie nun schreibt: Der rote Glas-Kelch auf dem Bord der guten Stube hat Arnold Gröhle, Gutsherrn in Siebendorf, übergeben zu werden.

Drei Tage geht Frau Agnes Gröhle umher und bestellt ihr einsames Haus. Ruhend sitzt sie am Spätnachmittag des dritten, nur die Stille des großen Hauses um sich. Nur in den Tagen, nachdem Arnold Gröhle den Gutshof verlassen hatte, war die Tiefe der Stille ihr so sehr aufgefallen.

Wie ein langes, gelbes Schwert blüht ein letzter Sonnenstrahl in das quellende Düfter der Stube. Krifft auf dem Bord an der Wand den tiefroten Kelch. Dieser Kelch war das erste Geschenk, das Agnes Gröhle als junge Frau von ihrem Mann bekam. Die strengen, dunkeln Augen sehen den sprühenden Kelch an, sinnen. Sie werden weicher im Sinne; die verkrampte Härte des Mundes lockert sich. Seit zehn Jahren lebt Arnold Gröhle wieder auf seinem eigenen Gut, das in der Nachbargemeinde liegt. Seit zehn Jahren haben sie sich nicht gesehen. Da steht der Kelch. Steht und leuchtet. Zehn Jahre im Staubdüfter verfunken, lebt er plötzlich auf. Das Flimmern von Licht ist um ihn, und es ist wie der nebelnde Dampf von Blut. Frau Agnes Gröhle wendet die Augen ab, stützt den Ellbogen auf den Tisch, an dem sie sitzt. Aber wieder heben sich die bräunlichen Lider zu dem roten Gefunkel.

Justus, der uralte Knecht, tritt leise ein. Die Frau blickt auf den Tisch nieder. Wie an jedem Feierabend legt er die Schlüssel zum Hoftor und zu den Ställen auf das Spind. Frau Agnes Gröhle macht eine Bewegung. Er bleibt stehen und sieht sie wartend an. Als sie schweigt, fragt er, ob sie etwas brauche. Frau Agnes Gröhle schüttelt den Kopf. Hinter dem gebeugten Knechtsrücken schließt sich die geschmigte Tür. Schritte entfernen sich. Stille quält und quält. — Frau Agnes Gröhle streicht mit schwerer Hand langsam und zäh über die rauhe, dunkle Tischdecke. „Und es mußte so sein . . .“, flüsterte sie vor sich hin. Sie mußte Arnold Gröhle, ihren Mann, von dem Hofe, den sie ihm als Ehegut zugebracht hatte und den sie zusammen bewohnten, wegschweigen. Sie mußte es, als sie erfuhr, daß er in seiner Jugend die jüngste Magd seiner Eltern zur Liebsten gehabt hatte und Vater eines Kindes geworden war. Dies hätte er ihr vor der Eheführung sagen müssen, meinte sie. Nicht, daß er in seiner Jugend gefehlt, nicht, daß er für diese Magd und deren Kind zu sorgen hatte, fand sie unverzeihlich, sondern, daß er es ihr, seinem Weibe, verheimlicht hatte. Er hätte ja nicht gehen müssen; aber sie konnte, nachdem sie durch einen Zufall von der Sache gehört und es ihm gesagt hatte, nicht mehr zu ihm reden, obwohl er tagelang immerfort um Verzeihen und Verzeihen dieser jugendlichen Leichtsinnsünde bat. Sie versiel in ein stolzes, trampfes Schweigen, das sie selbst nicht weniger würgte als ihn. Worte können schmerzen, Schweigen noch mehr. Das Schweigen wurde ein Eiswall zwischen ihnen. Vier Wochen nach jenem herben Tage sagte Arnold Gröhle, daß er auf seinen eigenen Hof zurück wolle. Und sie schwieg dazu und fand nicht das eine weiche, gute Wort, das sein Gehen hätte verhindern können.

Zehn Jahre. Frau Agnes Gröhle lebte wieder wie vordem, als sie — nach dem frühen Tode ihrer Eltern — den großen Gutshof allein bewirtschaftet und ledig fast das vierzigste Jahr erreicht hatte, als Arnold Gröhle kam und um sie warb. Sie fand sich nach einem kurzen Ehejahr äußerlich wieder zurecht in den Stuben, in denen des Mannes Schritt, seine Stimme, sein Atem nicht mehr waren. Sie hielt die Zügel der Wirtschaft wieder allein in der Hand, den uralten Knecht zur Seite. Und sie war workarger als je.

Zehn Jahre. Und nun, nachdem ihr Testament geschrieben und versiegelt ist, funktelt jener Kelch auf. Nun, da ihr letzter Wille fremden Neffen und Nichten, die in anderen Gemeinden wohnen, Menschen, die sie kaum kennt, die sie nicht liebt, all ihr Gut verschreibt. Verdient die fremde Blutsippe den wohlgeordneten Reichthum? Wird eine einzige Träne auf ihren Wangen fallen? — Der Kelch funktelt . . . Einmal, nach dem ersten Trennungsjahre, hat Arnold Gröhle bei ihr anfragen lassen, ob es nicht

doch noch Veröhnung gebe. Aber da war sie bereits zu verhärtet und zu verdrossen darüber, daß er nicht früher geschickt hatte, und sie ließ sagen, es sei nun nichts mehr zu ändern.

Das Sonnenschwert verblaßt. Frau Agnes Gröhles schwere Hand wandert noch immer suchend über die rauhe Tischdecke.

Drei Tage und drei Nächte kämpft und flügelt sie. Dann ruft sie Justus, den uralten, und fragt knapp, ob er für eine Wagenfahrt nach Siebendorf noch Kraft genug habe.

„Ei doch!“ sagt er hastig, denn nun, scheint es, soll sein Lieblingwunsch in Erfüllung gehen, die Frau ruft ihren Mann zurück. „Mach' dich bereit. Zu Mittag fährst du. Dann kannst du vor Abend zurück sein.“

Freudig nickt er. Sie wartet, bis er draußen ist. Dann geht sie zum Bord, hebt die vollen Arme, greift nach dem Kelch, nimmt ihn behutsam herab, trägt ihn wie kostbarstes, in dem Flammen züngeln, zum Tisch, stellt ihn leise auf das dunkle Tuch, das den Tisch bedeckt. Steht und sieht ihn an. Dann wickelt sie ihn in zartes Leinen, holt ein moosgefülltes Kistchen, bettet ihn sorgsam hinein. Als Justus bereit ist, trägt sie selbst die kleine Kiste zum Wagen und reicht sie ihm hinauf.

Von der Mittagszeit bis zu seiner Rückkehr vergehen sechs Stunden. Knechte und Mägde sehen die Frau nicht an diesem Nachmittage, nicht im Stall, nicht in den Scheunen, nicht im Keller, nicht auf den Feldern. An anderen Tagen schien sie überall zugleich aufzutreten. Eine der Mägde kommt und fragt, ob sie krank sei. Sie schickt sie fort, sitzt am Fenster und schaut auf die gelbe Landstraße. Noch ist es zu früh; sie weiß es, aber sie schaut. Sie sieht dabei jedes kleinste Ding, das rissige Holz des Fensterkreuzes und die Flasen in den graublau schimmernden Scheiben, und doch sieht sie dahinter nur das eine: die Straße. Es ist ein Nachmittage ohne Sonne, man weiß nicht, ob das Grau Trübheit ist oder schon Abenddüster. Frau Agnes Gröhle sitzt nicht mehr, sie steht vornübergeneigt, die Fäuste auf das Fensterbrett gestützt, das dunkle Antlitz spähend gestrafft. Ein Wagen kommt. Ganz langsam geht die Stute. Justus muß auf dem Kutschboden eingeschlafen sein. Der Wagen wird allmählich größer. Jetzt ist er nahe. Die Stute wiehert. Danach tut sich die Stille im Hause doppelt tief auf. In der letzten dieser dunkeln Stuben schlägt die Uhr. Lange braucht der uralte, bis er vom Hof ins Haus kommt.

Nun steht er da. Ja, er hat die Hände leer. Der Kelch, ein stummer Ruf, ist nicht zurückgewiesen worden.

Frau Agnes Gröhle steht mitten im Zimmer und sieht dem uralten, der zag zur Tür hereingetreten ist, fest entgegen. Er bleibt an der Tür stehen und lehnt den gekrümmten Rücken an das Schnitzwerk.

„Nun?“ fragt Frau Agnes Gröhle und hebt herrisch das Kinn gegen ihn.

Er nickt und schluckt.

„Hast du den Kelch dort gelassen?“

„Ja, ich hab' den Kelch dort gelassen.“

„Was wurde dir gesagt?“

„Nichts. Es wurde mir nichts gesagt.“

„Wie? Wer übernahm den Kelch?“

„Ich habe ihn aus dem Kistchen gehoben und neben den Herrn gestellt.“

„Ohne etwas zu sagen?“

„Ich sagte nichts dazu.“

Ein Schatten reißt eine schwarze Kluft zwischen ihren starken Brauen.

„Sag' alles!“ herrscht sie den Knecht an.

„Der Herr lag so still . . .“

„Alles sollst du sagen!“

Der morsche Oreisenteifer zuckt, ein bitterliches Schluchzen gurgelt heiser.

„Ist mein Mann tot?“ fragt Frau Agnes Gröhle.

Der Alte nickt.

Es ist erstickend still. Immer neue erdrückende Wellen von schwerer Stille scheinen aus dem Dunkel des Hauses in diese Stube hineinzufallen. Das Schlüsselbund an der Hüfte der Gröhlefrau glänzt ganz matt. Schatten gehen.

\*

## Bunte Zeitung.

**Paul Boerners hundertster Geburtstag.** Im medizinischen Berlin unserer Väter spielte Dr. Paul Boerner, dessen hundertster Geburtstag auf den 25. Mai fällt, eine führende Rolle — nicht so sehr als praktischer Arzt, sondern weit mehr als medizinischer Publizist. Als solcher gründete er im Jahre 1875 eines der gelesesten Fachblätter, die „Deutsche medizinische Wochenschrift“, und 1880 den „Reichsmedizinischen Kalender für Deutschland“, der seit kurzem mit dem vom Leipziger ärztlichen Wirtschaftsverband herausgegebenen Kalender vereinigt ist. Auch das „Jahrbuch der praktischen Medizin“ und ein „Hygienischer Führer durch Berlin“ verdanken ihm ihre Entstehung; das letztgenannte kleine Opus wurde im Auftrage der städtischen Behörden herausgegeben. Sein letztes Werk brachte in drei Bänden einen umfassenden Bericht über die allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens; er war die Seele und die treibende Kraft dieser Ausstellung, die im Moabiters Glaspalast untergebracht war.

B.

**Vom hohen Alter des Papageiengeschlechts.** Daß die Papageien einer sehr altweltlichen Vogelgruppe angehören, beweist schon ihr seltsam wissendes Gebaren, wie auch ihre Langlebigkeit und Gelehrigkeit. Wissenschaftlich wird die Ansicht vom hohen Alter des Papageiengeschlechts unter anderem durch Parker, Huxley, Slater und Fürbringer vertreten. Der Bekleidung der Läufe mit kleinen Schildchen, auf die schon Cabanis hinwies, mißt Alexander Sokolowsky in seinen Studien über diesen Gegenstand besondere Wichtigkeit bei. Denn dadurch nähern sich die Papageien den Eidechsen. Unser Gewährsmann erblickt in dieser „Granulierung“ der Läufe ein Merkmal, das an die Saurier-ähnlichen des Papageienstammes erinnert. Aber die Papageien sind, im Gegensatz zu mancher anderen alten Tiergruppe, außerordentlich hoch entwickelt. Sie vereinen die Eigenschaften einer sehr alten Rasse mit einer ganz ungewöhnlichen Intelligenz. Zur Anschauung, daß sie eine lange Entwicklung hinter sich haben, stimmt auch die Tatsache, daß die Papageien Europa bewohnten, als es noch ein tropisches oder subtropisches Klima besaß, heute aber in unserem Erdteil nicht mehr heimisch sind. Sie bewohnen ausschließlich warme Erdteile. Einige Gelehrte nehmen an, daß dieses Vogelgeschlecht seinen Ursprung in Australien habe, andere bezeichnen Asien als seine Urheimat. Auf einigen Inseln der Südsee sind gewisse Papageienformen erst in neuerer Zeit ausgestorben, was ebenfalls für das hohe Alter der Familie zu sprechen scheint. Von der Langlebigkeit einzelner Papageien könnte man viel erzählen. Am berühmtesten ist der von Humboldt erwähnte „Papaquet der Aturen“, der Worte vernehmen ließ, die der Sprache eines bereits ausgestorbenen Volkes angehörten. — n.

## \* Briefkasten.

**Sch.** Schwerekriegsbeschädigte können teilweise oder ganzen Erlass der Kraftfahrzeugsteuer erwirken, wenn sie sich mit einem entsprechenden Gesuch an das zuständige Kraftfahrzeugsteueramt (für Berlin: Friedrichstraße 107) wenden. Diejenigen Gesuche sind u. a. folgende Unterlagen beizufügen: der Rentenbescheid der Militärbehörde, eine Bescheinigung des Arbeitgebers über die Höhe des Einkommens, eine eidesstattliche Erklärung, daß der Schwerekriegsbeschädigte das Kraftfahrzeug für sich allein benutzt, und falls ein solches bereits in Betrieb ist, sind auch Abschriften der Zulassungs- und Steuerpapiere einzureichen. Der Steuererlass tritt aber nur ein, wenn der Antragsteller in der Geschäftigkeit bei der Ausübung seines Berufs oder Gewerbes stark behindert ist und wenn das Kraftfahrzeug nicht mehr als 8 Steuer-PS. (2100 Kubikzentimeter) aufweist.

**Fr. W.** Die Untugend des Federfressens zeigt sich bei Sühnern, denen bei der Nahrung ein Stoff fehlt. Da die Federfresser die Untugend selten lassen, müssen sie entweder tiptiert oder geschlachtet werden, um nicht andere anzustecken; bei den übrigen achte man darauf, daß durch Zugabe von Kalk, Fischmehl, Knochenmehl und dergleichen alle benötigten Nährstoffe im Futter enthalten sind. Eine Behandlung mit Bilocarpineinjektionen ist möglich, aber meist im Verhältnis zum Werte der Tiere zu teuer.

**G. B.** Durch Verkehrsunfälle sind in Deutschland während des Jahres 1928 über 5000 Personen tödlich verunglückt. Davon wurden 4409 männliche und 967 weibliche Personen betroffen. Durch Kraftwagen sind 1933, durch Krafträder 426, durch die Eisenbahn 931, durch sonstige Landfahrzeuge 2032 und durch Luftfahrzeuge 30 ums Leben gekommen. Die Steigerung der Unfälle der Kinder und Greise ist auf das Unvermögen dieser Angehörigen der jüngsten und ältesten Altersgruppe zurückzuführen, sich dem gesteigerten Verkehr rasch genug anzupassen.

## \* Bridge

Nr. 21

### Der Weg zum Erfolg beim Bridge (4. Fortsetzung)

Die Initialansage von 1 Karo oder 1 Kreuz.

In amerikanischen Bridgekreisen wird auf Blatt I 1 Kreuz und auf Blatt II 1 Karo gereizt:

Blatt I	Blatt II
♠ A, 5, 4, 3	♠ A, 5, 4, 3
♥ K, D, 5, 4	♥ K, D, 5, 4
♦ 10, 8, 6, 2	♦ 8, 5
♣ 8	♣ D, B, 6

Das bedeutet im Fall I soviel wie eine Information an den Partner, daß zwei sogenannte „schnelle Stiche“ vorhanden sind, während im Fall II (1 Karo) mehr als zwei schnelle Stiche in dem Blatt enthalten sind. In welchen Farben diese schnellen Stiche liegen, darüber bleibt der Partner freilich durch die Ansage ganz im unklaren, es sei denn, daß er aus seinem eigenen Blatt entsprechende Rückschlüsse ziehen kann. In deutschen Bridgekreisen sind solche Ansagen nicht üblich, wir würden auf Blatt I sowohl wie auf Blatt II passen müssen. Da aber die Information des Partners über das Vorhandensein von zwei oder mehr schnellen Stichen

besonders beim Ohne-Spiel von großer Bedeutung sein kann, so hat diese amerikanische Methode zweifellos ihre Vorzüge.

Auch bei uns in Deutschland wird in den Bridgekreisen, wo der höhere Bridgestil kultiviert wird, der Ansage von 1 Karo oder 1 Kreuz eine ganz bestimmte Bedeutung beigelegt, aber mit dem Unterschied gegenüber der amerikanischen Methode, daß diejenige von beiden Farben, welche man ansagt, auch wirklich in einer gewissen Länge und Stärke vertreten sein muß, während die Nebenart wenigstens zwei sichere Stiche aufweisen soll. Die Ansage von 1 Karo oder 1 Kreuz enthält also die stillschweigende Aufforderung an den Partner, Ohne-Altout zu reizen, wenn sein Blatt dies gestattet. Von dieser Regel wird sehr häufig Gebrauch gemacht, aber leider wird dabei auch vielfach gesündigt, und zwar nach zwei Seiten hin. Der Initialansager von 1 Karo oder 1 Kreuz sollte sich stets bewußt sein, daß sein Partner bestimmt damit rechnet, daß die angesagte Farbe lang und stark genug ist, und vor allen Dingen daß die Spitze nicht fehlt. 3. B. auf Kreuz Dame, 10, 9, 7, 5 ein Kreuz zu reizen, wäre ein Fehler, der sich schwer rächen könnte, auch dann, wenn die Nebenart gut ist. Dagegen ist eine solche Ansage 3. B. auf Kreuz As, König, Dame gerechtfertigt; in diesem Falle wird die mangelnde Länge durch entsprechende Stärke in den Figuren ausgeglichen. Viel Ohne-Spiele gehen dadurch verloren, daß die Initialansage von 1 Karo bzw. 1 Kreuz nicht „echt“ war. Andererseits sind aber auch viele Mißerfolge darauf zurückzuführen, daß zwar die erste Ansage von 1 Karo oder 1 Kreuz durchaus korrekt war, daß der Partner aber, wenn er Ohne reizt und nachher spielt, beim Aufdecken des Tisches enttäuscht ist, da er mehr Unterstützung erwartete und darauf seine Ohne-Reizung aufgebaut hatte. Derjenige Spieler, welcher durch die partnerische Initialansage von 1 Karo oder 1 Kreuz zum Ohne-Reizen aufgefordert wird, sollte sich stets darüber klar sein, daß er nicht ein eigentliches Ohne-Blatt bei seinem Partner erwarten darf, sondern nicht mehr als vier sichere Stiche, nämlich zwei in der gereizten Farbe und zwei in der Nebenart. Es darf nicht vergesen werden, daß die Initialansage von 1 Karo oder 1 Kreuz nur auf Unterstützung für Ohne, nicht aber auf ein Ohne-Blatt schließen läßt; denn andernfalls hätte der erste Ansager selbst Ohne reizen und dieses nicht seinem Partner überlassen müssen. Bevor man sich also zur Ansage von 1 Karo oder 1 Kreuz entschließt, sollte man sich darüber klar werden, ob das Blatt nicht so stark ist, daß man selbst gleich Ohne reizen kann und muß; denn es kann sonst leicht die Gelegenheit für ein gutes Ohne-Spiel verpaßt werden.

Blatt I

- ♠ 5, 4
- ♥ D, B, 9
- ♦ K, 8, 6
- ♣ A, D, 10, 8, 6

Blatt II

- ♠ 5, 4
- ♥ D, B, 9
- ♦ K, D, 8
- ♣ A, D, 10, 8, 6

Blatt I ist ein typisches Bild für die Ansage von 1 Kreuz, Blatt II hingegen ist dafür zu stark und erfordert eine Initialansage von 1 Ohne.

### Lösung der Bridgeaufgabe aus voriger Nummer

Diese Aufgabe sollte zeigen, wie Anfänger ein Ohne-Spiel durchzuführen, ohne die Chancen, die sich ihnen bieten, wahrzunehmen. Man kann es bei ungeübten Spielern immer wieder beobachten, daß sie zunächst ihre längste Farbe, in der ihnen sowieso kein Stich entgegen kann, herunterspielen unter Befolgung des durchaus falschen Prinzips „was man hat, das hat man“. Wichtig ist es, eine solche Farbe zum Herüber- und Hinüberspielen zu benutzen und zwischendurch die anderen Farben zu klären, in denen man zu schneiden oder sonst sich hochzuspielen versuchen muß. Z mußte nach seiner Handkarte damit rechnen, daß er in Herz und Karo unter Umständen je zweimal zu schneiden gezwungen wäre, er mußte also viermal vom Tisch (Y) aus ans Ausspielen zu gelangen suchen. Dazu war ihm auch Gelegenheit geboten, nämlich zweimal in Kreuz und zweimal in Pik, vorausgesetzt, daß die restlichen fünf Pifs 2:3 bei A-B verteilt waren. Den ersten Stich von Y aus nicht mit dem Kreuz Buben zu übernehmen, war richtig; denn die Dame hätte bei B sitzen können und in dem Falle wäre der Kreuz Bube als „Rentree“ verlorengegangen. Nachdem beim ersten Stich die Dame nicht gefallen war, hätte Z unbedingt mit Kreuz König übernehmen müssen, also nicht mit der 9; denn jetzt wußte Z, daß Kreuz Dame bei A sitzen mußte. Er konnte also erfolgreich gegen diese Dame schneiden und dadurch Y in Kreuz zweimal ans Spiel bringen. Ferner mußte Z durch Spielen von Pik As und Dame zunächst feststellen, ob beide Male von A und B bedient wurde. Trat dieses ein, so konnte er mit Pik Buben und 5 zweimal Y ans Spiel bringen. Somit hätte Z sein Ziel, viermal von Y aus die beiden roten Farben anzuspielen, erreichen können. Das Spiel hätte von geübter Hand folgenden Verlauf genommen: A Kreuz 7, 5, 2, König; Z Kreuz 9, 10, Bube, 3; Y Herz 2, 7, Bube, 3; Z Pik As, 6, 3, 2; Z Pik Dame, 10, 4, 7; Z Pik Bube, Karo 3, Pik König, Pik 9; Y Herz 4, 8, Dame, 5; Z Pik 5, Karo 4, Pik 8, Karo 5; Y Karo 2, 7, 10, 8; Z Kreuz 6, 8, As, 4; Y Karo 6, Bube, Dame, Herz 6; Rest bei Z. Das Spiel wurde Großschlemm.